

Hören – und warten?

*Was tun, wenn die »konziliare Naherwartung«
unerfüllt bleibt?*

**Für einen guten Umgang mit
der Situation braucht es Mut zur Treue
und den Mut, unverdrossen
Veränderungen einzufordern.**

● Unser Thema der Gemeindeleitung stellt kein spekulatives Problem dar, sondern eine Aufgabe, die die beteiligten Kräfte bis an den Rand der psychischen und spirituellen Reserven herausfordert, die aber trotzdem im Blick auf Lösungsschritte keinen Verzug erlauben. Gefragt sind die Entscheidungsträger der Kirche, die Gemeinden und vor allem jene, die sich der Last und der Freude des seelsorglichen Wirkens ausliefern.

Mit sog. Laien im pastoralen Dienst bzw. mit den neuen Kategorien von Gemeindeleitern und -leiterinnen macht die Kirche in unseren Breitengraden erst seit ca. 30 bzw. 15 Jahren ihre Erfahrungen. Für die Gemeinden und erst recht für die Subjekte dieser neuen pastoralen Dienste sind das immerhin schon 15, 20 oder gar schon 30 Jahre, biographisch eine lange Zeit. Für die Kirche als 2000-jährige Institution ist das eine zeitliche quantité négligeable.

Dazu kommt die Spannung, die sich notwendigerweise aus dem Wachstumsprozess ergibt, wonach etwas Neues werden, reifen, wachsen und seine Fruchtbarkeit an den Tag legen,

sich also bewähren muss, bis es in struktureller oder gar universalkirchlicher Gesetzgebung seinen Niederschlag findet. Was also tun, wenn sich die strukturelle Ortsdefinition bzw. die den pastoralen Spielraum erweiternden Entscheidungen der Kirche verzögern oder wenn sie gar auf die lange Bank geschoben werden?

Selbsthilfe oder Situationsethik?

● Wenn immer mehr Frauen und Männer gemeindeleitende Funktionen übernehmen und damit pastorale Dienste, für die sie von ihrer Aufgabe her eigentlich geweiht sein sollten, versteckt sich dahinter nicht nur ein Personalproblem, sondern eine geistliche Hungersnot der noch lebendigen Gemeinden.

In der Praxis ist es oft unsinnig, was den bekümmerten Seelsorger/inne/n und vor allem den betroffenen Gläubigen zugemutet wird: herumtelefonieren, bis man Glück hat zu wissen, ob ein Priester erreichbar ist (und der Tod wartet beim Sterbenden nicht, bis dem Kirchenrecht Genüge getan ist). Vor diesem Hintergrund schaukeln sich weitere Notlösungen in der Art der punktuellen Selbsthilfe hoch. Auf die Dauer holt sich das noch wache Kirchenvolk, was ihm

die »Hirten« vorenthalten. Ist es da verwunderlich, dass selbst Dekanate unter sich ausmachen, dass die Laien-Seelsorger/innen die Krankensalbung spenden, dass auch bei ihnen gebeichtet wird, auch wenn man darum weiß, dass dies nicht im Sinne der Weltkirche ist? Das nenne ich schismatisierende Selbsthilfe. Ich kann diese Art

»... daß dies nicht im Sinne der Weltkirche ist?«

von »Problemlösung« weder wollen noch gut finden. Aber ich kann es verstehen und sehe, dass die Situation schon da ist. Die pastorale Ortsfindung drängt auf die strukturelle Ortsdefinition.

Vielleicht wird die Kirche in einem jurisdiktionellen Akt dereinst eine »sanatio in radice« vornehmen, um das scheinbar punktuell und wild Gewachsene in kirchliche Bahnen zu lenken. Oder könnte man von so etwas wie einem »pneumatischen Naturrecht« (Karl Rahner) sprechen, wobei dann analog zur Naturrechtslehre der Kirche das positive Recht vom Naturrecht her normiert wird, nicht umgekehrt. Also hätte die Kirchenordnung der Ermöglichung von voller Gemeindeleitung und dem unbeschränkten sakramentalen Vollzug zu dienen statt sie zu verhindern.

Oder gibt es aus dem reichen Schatz der Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte der Kirche nicht den Hinweis: *Ecclesia supplet*? Aus dem geistlichen Lebensreichtum der Kirche

»tiefe Verantwortlichkeit der Kirchenleitung«

strömt den Menschen in solch notvollen Situationen zu oder lebt in der pneumatischen und charismatischen Kraft des Volk Gottes, was ihnen amtlich oder ideologisch genommen wird oder situativ unmöglich ist.¹ Was auf den ersten

Blick wie schismatisierende Selbsthilfe oder pneumatische Situationsethik aussieht, verrät hintergründig die tiefe Verantwortlichkeit der Kirchenleitung. Sie ist in erster Linie dafür verantwortlich.

Eine Gefahr auf Seiten der betroffenen Laien in der Gemeindeleitung und überhaupt im pastoralen Dienst besteht darin, die Sakramente als sehr sensible Symbole und Zeichen der Hoffnung als Kampfmittel zum Erreichen eigener Interessen und Absichten zu gebrauchen. Die eigenen Ziele werden gleichsam ertrotzt – als Gegenreaktion auf die trotzigige Weigerung der Gesamtkirche, sich in pastorale Pflicht nehmen zu lassen.

Neuer Klerus?

- Wir sollten hellhörig sein für die Frage, welche Absichten und welche Leitbilder uns vordergründig oder hintergründig steuern. Wenn auch die neuen Dienstprofile zu einer notwendigen Spezifizierung der kirchlichen Ämter und zu einer differenzierteren Form des pastoralen Wirkens führen, so bleibt die Frage entscheidend, welche Pastoral wir meinen und wollen bzw. welche Optionen uns beleben und beseelen.

Sind die theologisch, religionspädagogisch sowie pastoral kompetenten Frauen und Männer mit oft zusätzlichen Qualifikationen für das Engagement mitarbeitwilliger und interessierter Frauen und Männer Impulsgeber und verstärkendes Element? Sind sie hilfreich und erreichbar, wo immer Christinnen und Christen selber ihren Weg suchen und gehen und auch kirchlich gleichsam Hand anlegen wollen? Erblicken sie ihren fachlichen Dienst darin, ihre Mitchristen zur ausdrücklichen authentischen Vergewisserung dessen zu ermutigen und zu befähigen, was in diesen selbst schlummern mag und sich zur

charismatischen Kraft und Fruchtbarkeit entfalten möchte?

In diesem Zusammenhang ist an die schon erwähnten synodalen Strukturen einer kirchlichen Partizipation auch der Laien zu erinnern. Solches Ethos im Seelsorgedienst bzw. der Gemeindeleitung muss sich mit dem Bemühen um eine partizipatorische Kirche paaren, wenigstens im überschaubaren Feld des eigenen Verantwortungsbereichs. Sonst ist eine patriarchal und kleirikal gesteuerte Kirche nicht in konkreten und

»die kirchlichen Verhältnisse deregulieren sich«

mutigen Ansätzen zu überwinden, die darauf hinauslaufen sollten, auch den engagierten Christinnen und Christen mehr Mitverantwortung im kirchlichen Bereich zu ermöglichen. Dies ist nicht einfach durch verheiratete Priester und Priesterinnen gewährleistet.

Auf den Geist Gottes zu hören, um zu vernehmen, was er den Gemeinden sagen will, braucht unerhörten Mut, sich auf das nicht Abgesicherte und nicht Kalkulierbare einzulassen, sich dem Wagnis zu öffnen und die Überraschungen vor Augen zu halten, dass der Geist Gottes auch dort weht, wo wir selber es gar nicht wollen oder vermuten. Sowohl für die Kirchenverantwortlichen als auch für das Volk Gottes werden die Zeiten nicht leichter; die kirchlichen Verhältnisse deregulieren sich in einer für meine Vorstellungskraft zuweilen beängstigenden Weise. Ich sehe eine Chance darin, dem Geist Gottes mehr zu überlassen, als wir machen, planen und ertrotzen können – im Wissen darum, dass Kirche einer Liebe dient, die sie gar nicht selber erfüllen und stillen kann.

In diesem Sinn plädiere ich für eine pneumatologische Chaos-Theologie. Damit meine ich den Prozess, dass unten etwas zu wachsen be-

ginnt, was seine Sozialformen und kommunikative Gestalt erst noch suchen und erdauern muss. Phänomene wie Basisgemeinden mit befreiungstheologischen Visionen oder eben wie die so genannten Laientheolog/inn/en bringen eine Differenzierung der Kirche nach innen und nach außen. Erst dadurch wird Kirche mobil und pluralistisch genug, um im gesellschaftlichen Ambiente anschlussfähig zu werden und kritisch-prophetisch präsent zu sein. Es wird sich nur im konkreten Wagnis zeigen, ob die Schritte für eine glaubwürdige und dem Leben dienende Kirche fruchtbar sein können. Dann wird ans Licht kommen, wie der Heilige Geist die Wege der Kirche lenkt und in welchem Sinn unser tapferes Wagen trotz unserem Versagen seine Wege mit der Kirche sind.

Die Frage ist nun, was dies spirituell für die Frauen und Männer in der Gemeindeleitung bedeutet, für diejenigen also, die einen wichtigen pastoralen Dienst versehen und über das, was sie tun dürfen, Freude empfinden und tiefe Erfüllung, aber auch Schmerz über das, was ihnen bei diesem Tun amtlich versagt wird. Wie gehen sie mit dieser institutionell zugesonnenen Kompetenz-Armut um?

In Spannung unterwegs

● »Unsere Rolle als Laientheologen und -theologinnen reift an der Situation in der jeweiligen Gemeinde. Wir müssen tun, was in der pastoralen Situation notwendig ist und zugleich mit den (noch) bestehenden kirchenrechtlichen und sakramententheologischen Grenzen (über)leben lernen ... Ein gangbarer Weg erscheint mir, alle Freiräume auszuschöpfen, pastorale Notsituationen, die aufgrund des Priestermangels entstehen, immer wieder bewusst zu machen und für die Weihe von uns Theologinnen und Theologen

einzutreten.«² – »Mir wird immer deutlicher bewusst, dass das Herzstück für jedes gemeinschaftliche Leben in der Pfarrei die Eucharistie, ja das sakramentale Feiern überhaupt bleibt, und dieses Herzstück kann ich nur zu einem Teil meiner Gemeinde geben. ... Der Weg wird zwar noch lange sein.«³

Wie lange der Weg wird, weiß ich nicht. Er hängt von den Entscheidungsträgern der Kirche ab, auch von den Gemeinden, entscheidend aber von den »Nothelfern und Nothelferinnen«.

»Doppelstrategie«

● Eine idealtypische Lösung wäre sozusagen ein doppeltes Spiel. Auf der Ebene des persönlichen Handelns und beruflichen Engagements versucht man mit anderen zusammen das schon Mögliche zu verwirklichen, Freiräume und Nothelfer-Positionen gleichsam zu »besetzen« und zu füllen – aber auf mittel- und langfristig beabsichtigte Ziele hin. Es geht um die theologische, spirituelle und pastorale – einfach gesagt – um die menschliche Qualität der Pioniere und Pionierinnen, die Bahnen öffnet und Barrieren abbaut. Das ist die Chance und die Last der Gemeindeleiter und -leiterinnen. In diesem Sinn sind auf der einen Seite die pastoral notwendigen und theologisch möglichen Visionen oder bereinigenden Entschlüsse der amtlichen Kirche unverdrossen einzufordern und die Bischöfe zur Wahrnehmung ihrer Verantwortung nachhaltig zu ermutigen. Andererseits spielt das nur, wenn die neuen, der Kirche geschenkten Seelsorger und Seelsorgerinnen, z.B. in der Gemeindeleitung, auf den schon möglichen Wegen ihre eigenen Visionen von einer Kirche, die unter den Menschen Gott durchscheinen lässt, selber praktizieren und stärken. Auf der Ebene des Tuns und der eigenen Verantwortung sind sie im Test für

ihre Anliegen, auch wenn auf der institutionellen Ebene leider noch nicht vollumfänglich und angemessen definiert ist, wer sie statusmäßig sind.

Das ist auch eine kritische Anfrage an diese Pioniergeneration. Denn im Moment will scheinen, dass z.T. keine große Kraft vorhanden ist,

»keine große Kraft vorhanden«

sich um eine solche Art von Doppelstrategie Gedanken zu machen und offensive Gehversuche zu wagen. Zieht man sich aber aus Resignation zurück, weil man keine Anstalten sieht, dass die Kirche die Situation produktiv nach vorne entwickeln will? In dieser zugespitzten Lage ist die ernsthafte Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass viele der unmittelbar Betroffenen, aber auch das gemeindliche Leben das Gleichgewicht verlieren.⁴ Die Verzögerung von notwendigen Entscheidungen führt bei manchen Betroffenen zum Dilemma: Rückzug oder Auszug. Aber gerade eine solche Spannungssituation verlangt nach gemeinsamer Reflexion und solidarischem Handeln. Es ist zu verhindern, dass der Opfer zu viele werden.

Der zweite Mut

● Es versteht sich von selbst, dass neue Kategorien von Seelsorgern und Seelsorgerinnen in der Pionierphase der kurz- und mittelfristigen pastoralen Ortsfindung psychologisch in einer ganz anderen »Stimmung« sind, als wenn sich die Zeit hinzieht und mit der Verzögerung ursprünglicher Naherwartungen kreativ umgegangen werden soll. Zeiten des Aufbruchs und des Neubeginns leben von erster Begeisterung, von den Anliegen und Visionen. Den Widerstand der Realitäten (auch bei einem selbst) und die Widerstandskraft des Systems Kirche kann man da

bei leicht unterschätzen und die eigenen Möglichkeiten überbewerten. Es braucht in solchen Phasen den ersten Mut: Wagnis–Mut. Je länger sich aber die Zeit hinzieht, braucht es dann so etwas wie einen zweiten Mut: den Mut zur unverdrossenen Treue. Mit zweitem Mut meine ich, dass ich dem Anliegen treu bleibe, auch wenn sich meine ursprünglichen Erwartungen nicht so (schnell) erfüllen.

Ich ahne, was ich mit solchen Hinweisen zumute. Trotzdem stellt sich die Frage: Bleibe ich dem Anliegen mit anderen zusammen treu, auch wenn ich die Früchte meines ersten Mutes nicht mehr selber ernten kann? Die Treue gilt nicht zuerst dem schnellen Erfolg meiner Anliegen, sondern dem Anliegen selber. Es kann ein

**»Treue gilt nicht dem Erfolg,
sondern dem Anliegen.«**

Prozess sein, in dessen Verlauf sich meine Motive läutern müssen, meine ursprünglichen Vorstellungen sich ändern oder vertiefen lassen und ich mich mit neuen Wegen der Problemlösung anfreunden muss – entgegen oft den ursprünglichen Plänen und Vorstellungen. Auch so kann reifen und sich zeigen, was der Geist Gottes uns und den Gemeinden sagen will. Vielleicht denken wir auch allzu sehr in Kategorien unserer Erfolgsvorstellungen und einer volksskirchlichen Pastoral des Erntens. Uns ist aber das Säen aufgetragen, über die Ernte – auch unserer noch so gut gemeinten Absichten – können wir letztlich nicht verfügen. Der erste Mut zum Wagnis und der zweite Mut zur unverdrossenen Treue rechnen mit den Realitäten – bei sich selber, bei der Institution Kirche, in den Gemeinden usw. Sie stellen sich der Wirklichkeit, geben aber nicht bei ihr auf noch gehen sie in ihr auf. In diesem Sinn ist alles zu fördern und kommen zu lassen, was menschliches und pastoral-professionelles

Selbstbewusstsein und charismatischen Mut bis hin zur Dreistigkeit stärkt.⁵

Aus all diesen Gründen scheint mir wichtig, dass wir aus unseren laikalen und klerikalen Minderwertigkeitsgefühlen ausbrechen und mit charismatischem Selbstbewusstsein uns selber ins Spiel bringen und uns damit aufs Spiel setzen. Vielleicht wird dann auch ans Licht kommen, ob die Wege Gottes manchmal ganz anders verlaufen als all unser Bemühen bzw. unser noch

**»uns selber ins Spiel bringen
und uns damit aufs Spiel setzen«**

so gut gemeintes Schreiben und Reden und auch notwendiges Planen, Überlegen und Suchen es voranzusehen meinten. Unser Wollen ist damit einem letzten Vorbehalt ausgeliefert. Ohne solch praktischen Mut zu notwendigen Schritten und ohne Offenheit gegenüber dem Geist Gottes schenkt sich wohl kaum jene Zukunft für die Kirche, die wir erhoffen und die verdient, dass wir uns überzeugt, aber auch leidenschaftlich und warum nicht auch mit religiöser Glut ins Spiel bringen. Das Subversivste für die empirische Kirche ist, dass wir sie in ihrer christlichen Dimension lieben.

»Brich auf ... und sei ein Segen«

- Wenn immer es sich um wesentliche Prozesse und Entscheidungen im Leben handelt, bezahlt man mit sich selber. Mit dem Glauben ist es so, aber auch mit unserem Anliegen.

Die Seelsorgerin Petra Leist aus Uitikon (Schweiz) berichtet folgende Begebenheit: Sie war im Zürichgebiet zu einer Tunnelanschlagfeier als Seelsorgerin eingeladen. Als sie ankam, wurde ihr bedeutet: »Halt, hier können sie nicht durch.« Als sie dann als »Frau Pfarrerin« erkannt

und aufgenommen wurde, galt das »Halt« nicht mehr. Vielmehr wurden ihr Gummistiefel und Helm gebracht. Sie zieht ihre Albe an, entzündet die Kerze und beginnt den Gottesdienst mit der »Segnung der hl. Barbara, ohne die die Mineure ihre Arbeit nicht beginnen würden.« Frau Leist ging zu den Menschen, wo sie sind, ließ sich auf sie und auf ihren seelsorglichen Dienst ein ... und das anfängliche »Halt« galt nicht mehr. So kann sie schreiben: »Ein schöner Dienst. Reizvoll (und medienwirksam) ist dabei, dass ich eine

»Wege, die wir selber gehen
und selber sind«

Frau bin.«⁶ – Für mich ist diese Geschichte von symbolischer Bedeutung. Noch gilt das offizielle Halt der Kirche. Aber wenn sich die Seelsorger und Seelsorgerinnen, die Frauen und Männer in der Gemeindeleitung auf die Menschen einlassen, wenn also die Menschen bei ihnen das pastorale Anliegen spüren und erleben, dann kann sich auf die Dauer das »Halt« nicht mehr halten

lassen. Aber das geschieht nicht ohne, sondern nur über die Wege, die wir selber gehen und selber sind. Dabei scheint wichtig, wohl selber zu gehen, aber nicht alleine gehen zu wollen. Wir selber sind die Brücken in die erhoffte Zukunft. Unter diesem Preis ist die Erfüllung unserer Anliegen nicht erhältlich. Ich kann es nicht »billiger« sehen. Der Preis des Zieles ist der Weg, der Preis des Weges sind wir selber. Er wird zum Weg, indem wir ihn gehen. Wer denn sonst? Nur über diesen Weg kann das erdauert werden, kann letztlich reifen und wachsen und sich schenken, was wir als einen unverzichtbaren Dienst für eine glaubwürdige Kirche erkennen, für eine durch uns und mit uns, aber auch eine für uns und trotz uns im Vertrauen auf Gott lebendige und menschenfreundliche Kirche. Das ist m.E. der Horizont, auf den hin all unsere Erwägungen um die Gemeindeleiter und -leiterinnen zielen sollten. In all diesen Fragen kommt mir das Wort an Abraham in den Sinn: »Brich auf ... und sei ein Segen!« (Gen 12,1) – Was wollen wir mehr?

¹ Vgl. L. Karrer, Diakone und »Laien« in der Pfarrerrolle, in: DIAKONIA 23, 1992, 188f; ders., Schubkraft für die Kirche, in: O. Fuchs u.a., Das Neue wächst, München 1995, 115-162.

² Gertrud Hagleitner-Huber, Seelsorgerin in Vorarlberg,

Thesenpapier.

³ Pia Gadenz, Was meinen Sie, Frau Pfarrer?, in: R. Liggenstorfer/B. Muth-Oelschner (Hg.), Kirche der Hoffnung. Festschrift Bischof K. Koch, Fribourg 2000, 192.

⁴ Vgl. R. Weibel, »Laien« –

In der Seelsorge – in einer Sackgasse, in: Schweizerische Kirchenzeitung 27-28/2000, 434-436.

⁵ Vgl. L. Karrer, Pastoraler Erfolg oder Misserfolg, in: R. Bärenz (Hg.), Theologie, die hört und sieht, Würzburg 1998, 64-81.

⁶ Vgl. Petra Leist, Aus der Not eine Tugend machen, in: Und sie bewegen sich doch. PastoralreferentInnen – unverzichtbar für die Kirche, hg. von U. Cl. Olbrich/R. Stammberger, Freiburg 2000, 220.